

Unverkäufliche Leseprobe



Armin Nassehi

Muster

Theorie der digitalen Gesellschaft

2019. 352 S., mit 2 Abbildungen

ISBN 978-3-406-74024-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27704288>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Armin Nassehi

MUSTER

\\ THEORIE //
DER DIGITALEN
GESELLSCHAFT

C.H.BECK

Vorsatz vorne: Vera Molnar, *Hypertransformation*, 74.338, Plotterzeichnung, 1974,
© VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Vorsatz hinten: Vera Molnar, *Aleatorische Verteilung von 4 Elementen*,
Collage/Karton, 1959, © VG Bild-Kunst, Bonn 2019

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie, Christian Otto

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

978 3 406 74024 4



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 8

Einleitung 11

Wie über Digitalisierung nachdenken? 12

Eine techniksoziologische Intuition 15

Frühe Technologieschübe 19

Original und Kopie 23

Produktive Fehlanzeige und Sollbruchstelle 25

1 **Das Bezugsproblem der Digitalisierung** 28

Funktionalistische Fragen 29

Connecting Data – *offline* 31

Was ist das Problem? 35

Das Unbehagen an der digitalen Kultur 41

Die digitale Entdeckung der «Gesellschaft» 44

Empirische Sozialforschung als Mustererkennung 54

«Gesellschaft» als Digitalisierungsmaterial 57

Der/die/das Cyborg als Überwindung der
Gesellschaft? 64

2 **Der Eigensinn des Digitalen** 67

Die ungenaue Exaktheit der Welt 70

Der Eigensinn der Daten 77

Kybernetik und die Rückkopplung von
Informationen 82

Digitalisierung der Kommunikation 90

Dynamik der Geschlossenheit 99

Die Selbstreferenz der Datenwelt 106

3	Multiple Verdoppelungen der Welt	108
	Daten als Beobachter	109
	Verdoppelungen	113
	Störungen	120
	Querliegende datenförmige Verdoppelungen	135
	Die Spur der Spur und diskrete Verdoppelungen	140
	Spuren, Muster, Netze	145
4	Einfalt und Vielfalt	152
	Medium und Form	154
	Codierung und Programmierung	162
	Die digitale Einfachheit der Gesellschaft	173
	Optionssteigerungen	178
	<i>Sapere aude</i> im Spiegel der Digitalisierung	185
Exkurs	Digitaler Stoffwechsel	188
5	Funktionierende Technik	196
	Die Funktion des Technischen	197
	Digitale Technik	200
	Kommunizierende Technik	203
	Die Funktion des Funktionierens	205
	Niedrigschwellige Technik	207
	Dämonisierte Technik	212
	Unsichtbare Technik und der Turing-Test	215
	Das Privileg, Fehler zu machen	223
6	Lernende Technik	228
	Entscheidungen	229
	Abduktive Maschinen?	234
	Verteilte Intelligenz?	236
	Anthropologische und technologische Fragen	244
	Erlebende und handelnde Maschinen	248

Unvollständigkeit, Vorläufigkeit, systemische
Paradoxien 251
Künstliche, leibliche, unvollständige Intelligenz 257

7 Das Internet als Massenmedium 263

Sinnüberschussgeschäfte 264
Synchronisationsfunktion 269
Synchronisation und Sozialisation 271
Selektivität, Medialität und Voice im Netz 275
Beim Zuschauen zuschauen 281
Komplexität und Überhitzung 284
Das Netz als Archiv aller möglichen Sätze 289
Intelligenz im Modus des Futur 2.0 291

8 Gefährdete Privatheit 293

Die Unwahrscheinlichkeit informationeller
Selbstbestimmung 294
Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit? 300
Gefährdungen 302
Privatheit 1.0 305
Privatheit 1.0 als Ergebnis von Big Data? 308
Big Data und die Privatheit 2.0 311
Privatheit retten? 315

**9 Debug: Die Wiedergeburt der Soziologie aus dem
Geist der Digitalisierung 318**

Digitale Dynamik und gesellschaftliche
Komplexität 321
Eine Chance für die Soziologie 326

Anmerkungen 328

Sachregister 350

Einleitung

Dieses Buch will eine soziologische Theorie der digitalen Gesellschaft präsentieren. Würde ich ein Buch eines solchen Titels sehen, wäre ich vermutlich skeptisch – wenn ich es nicht selbst geschrieben hätte. Es gibt eine lange Tradition, Gesellschaftsdiagnosen an einem Merkmal festzumachen. Dabei kann man wissen, dass es in einer *Risikogesellschaft* nicht nur Risiken gibt, dass in einer *Erlebnisgesellschaft* auch gehandelt wird (wenn man an die Unterscheidung von Handeln und Erleben denkt), dass selbst in einer *Autogesellschaft* bisweilen geflogen oder mit der U-Bahn gefahren wird, dass man auch in einer *beschleunigten Gesellschaft* manchmal warten muss und dass es auch in der *Multioptionsgesellschaft* oft keine Wahl gibt. Es hat noch nie recht geholfen, Gesellschaft an nur einem Merkmal festzumachen. Meistens sind das Verlegenheitslösungen oder Aufmerksamkeitsgeneratoren. Es macht die Dinge auf den ersten Blick jedenfalls einfacher, eine Diagnose auf tatsächlich ein Merkmal hin zu trimmen – oft sind es auch nicht die Autorinnen und Autoren selbst, die auf solche plakativen Titel kommen, sondern diejenigen, die etwas von der Aufmerksamkeitsökonomie auf dem Buchmarkt verstehen.

Hier ist es etwas anders. Natürlich ist die Gesellschaft, in der wir leben, keine digitale Gesellschaft in dem Sinne, dass alles, was darin geschieht, sich über die Digitalität einer Technik erschließen ließe, die mit diesem Begriff belegt ist. Und dennoch: Ich werde im Verlaufe des Buches behaupten, dass die moderne Gesellschaft bereits ohne die digitale Technik in einer bestimmten Weise *digital* ist bzw. nur mit digitalen Mitteln verstanden werden kann. Ich gehe sogar noch weiter: Ich werde behaupten, dass die gesellschaftliche Moderne immer schon digital war, dass die Digitaltechnik also letztlich nur die logische Konsequenz einer in ihrer Grundstruktur *digital* gebauten Gesellschaft ist.

Diese These habe ich das erste Mal in der *Hegel Lecture* vom 7. Dezember 2017 an der Freien Universität Berlin ausprobiert.¹ Um die Digitalisierung zu verstehen – jene Kulturerscheinung, die vielleicht nur mit den beiden großen Erfindungen des Buchdrucks und der Dampfmaschine vergleichbar ist –, darf man die Digitalisierung nicht einfach voraussetzen. Die meisten Diskurse über die Digitalisierung wissen immer schon, was es damit auf sich hat. Ich möchte dieses Wissen in diesem Buch zunächst einklammern, um die zentrale Frage zu beantworten:

Für welches Problem ist die Digitalisierung eine Lösung?

Diese Frage ist methodisch genau formuliert. Sie ist eine Frage nach der Funktion der Digitalisierung. Sie definiert nicht, was Digitalität und Digitalisierung ist, sondern nähert sich dem Phänomen, indem sie fragt, für welches Problem die Digitalisierung eine *gesellschaftliche* Lösung ist. Es geht also um die *gesellschaftliche* Funktion, nach deren Klärung sich dann auch die technischen Dimensionen der Digitalisierung erschließen werden. Will man nicht einfach über etwas reden, was man letztlich nur anhand seiner Benutzeroberflächen kennt, muss man mit einer solchen methodisch kontrollierten Frage einsteigen.

Wie über Digitalisierung nachdenken?

Sieht man sich die Diskurse über das Digitale an, fällt an ihnen auf, dass sie das Digitale bereits ziemlich kenntnisreich voraussetzen. Entweder handelt es sich um technische Diskurse, die darüber aufklären, was die digitale Welt alles kann. Sie erklären dann *Search Engine Optimizing*, *Big Data*, *Augmented Reality* oder das *Internet of Things* als technische Phänomene. Oder sie arbeiten sich an den Folgen der Digitalisierung für Arbeits-, Produkt-, Produktions- und Aufmerksamkeitsmärkte ab, diagnostizieren Verschiebungen in der kapitalistischen (Re-)Produktion von Wertschöpfung und in der Konzentra-

tion von ökonomischer Macht und stellen mehr oder weniger starke Disruptionsprognosen.² Oder sie konzentrieren sich auf die alltagspraktischen Folgen dessen, was die Digitalisierung mit ihren Nutzern macht.

Neben einem generellen kapitalismuskritischen Motiv gegenüber der digitalisierten Ökonomie scheint für die sozial- und kulturwissenschaftliche Intelligenz am Digitalisierungsthema insbesondere eine Mischung aus kritischer Attitüde und alltagsnaher Beschreibung interessant zu sein – was gerade für die Soziologie ohnehin zu den anschlussfähigsten Formen der Entfaltung und Stabilisierung von Themen gehört. Nicht dass man exklusiv behaupten könnte, dass hier überall dasselbe Motiv vorherrscht, ganz zu schweigen von einem inhaltlichen Konsens, so fällt doch auf, dass ein speziell soziologischer Zugriff auf Digitalisierung unter den Stichworten «Subjektivierung», «Selbsttechniken», «Optimierung» und «Selbstkontrolle» erfolgt. Der Ansatzpunkt ist dann etwa, dass Praktiken des Self-Tracking oder der bildlichen und textlichen Darstellung des eigenen Selbst oder der Selbstkontrolle sich dem Diktat einer Selbstinszenierung unterwerfen, die durchaus an die Datenverarbeitung jener Spuren gekoppelt sind, die man durch die eigenen Praktiken hinterlässt und die uns dazu führen, uns selbst im Sinne zahlenförmiger, meist metrischer und vergleichender Praktiken zu inszenieren. Besonders attraktiv ist es, darin ein neoliberales Regime von Selbsttechniken zur Optimierung der Selbst-Welt-Schnittstelle sowie die Transformation öffentlicher Kontrolle in Selbstkontrolle bei gleichzeitiger Beobachtbarkeit durch staatlich-öffentliche und privat-marktförmige Akteure zu diagnostizieren.

Ich will diese beliebte sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Reflexion der Digitalisierung an einigen Beispielen erläutern. Sherry Turkle hat schon vor über 20 Jahren angesichts neuer Kommunikationsformen im Netz die Identitätsfrage gestellt.³ Heute lotet Deborah Luptons *Digital Sociology* die Bedeutung der Digitalisierung für die Soziologie aus und nimmt die Herausforderung eines völlig neuen Zugriffs auf Daten für die Soziologie an, landet am Ende aber doch wieder nur bei den Folgen für die Lebensführung und bei der Gefah-

renabwehr.⁴ *Data Revolution* von Rob Kitchin kapriziert sich vor allem auf die Dateninfrastruktur und deren politische, organisatorische und technische Formierung.⁵ Die materialreiche Untersuchung von Shoshana Zuboff *The Age of Surveillance Capitalism. The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power* reflektiert vor allem auf den Kontrollüberschuss, der mit digitalen Medien verbunden ist.⁶ Und auch *Digital Sociologies*, herausgegeben von Jessie Daniels, Karen Gregory und Tressie McMillan Cottom, kapriziert sich auf die Folgen der Digitalisierung für konkrete Handlungsaspekte.⁷ Deutschsprachige Pendanten wie Steffen Maus materialreiche und sehr informative Arbeit *Das metrische Wir*⁸ stoßen in das gleiche Horn. Digitalisierung taucht dann als ein Verhaltensaspekt auf, der sich letztlich auch am Kontrollüberschuss abarbeitet. Das gilt auch für die technisch hervorragend informierten Arbeiten von Dirk Helbing.⁹ Auch medientheoretische Arbeiten wie das schon zum Klassiker avancierte *Es gibt keine Software* von Friedrich Kittler¹⁰, die medientheoretische Studie von Sybille Krämer *Symbolische Maschinen*¹¹ oder die kulturwissenschaftlichen Verfremdungen der technischen Infrastruktur und ihrer Praktiken als Formen des Modellierens, des Sammelns, der Bildlichkeit und des Bezifferns¹² nehmen die gesellschaftsstrukturelle Radikalität des Digitalen gar nicht wahr, wonach in der Komplexität der Gesellschaft das Bezugsproblem solcher kulturverändernder Praktiken zu entdecken wäre. In diese Reihe gehört auch die sehr lesenswerte Arbeit *Kultur der Digitalität* von Felix Stalder, die eine medientheoretische Perspektive einnimmt.¹³

Solche Perspektiven sollen gar nicht in Abrede gestellt werden – zumindest noch nicht (sic!) in diesem Stadium des Nachdenkens und nicht prinzipiell. Es sind aber Perspektiven, die sich letztlich für die Frage der Digitalisierung selbst überhaupt nicht interessieren, sondern diese als technische, gesellschaftliche und kulturelle Infrastruktur bereits voraussetzen. Wenigstens andeutungsweise sei hier schon daran erinnert, dass westlich-bürgerliche Lebensformen bereits in der prädigitalen Welt von Formen des Selbsttrackings, der Selbstkontrolle und der Disziplinierung geprägt waren. Es hat den Anschein, als würden sich viele sozialwissenschaftliche Perspektiven

auf die Digitalisierung gar nicht recht durch die Digitalisierung selbst aus der Ruhe bringen lassen. Sie finden vielmehr alle sonstigen gesellschaftlichen Aspekte auch als Digitalisierungsphänomene – von Genderfragen¹⁴ über Ungleichheitsfragen¹⁵ bis zur besagten Kritik an Selbstoptimierungsstrategien.

Anders verhält es sich in den *Science & Technology Studies* (STS). Der französische Soziologe Dominique Cardon nennt die Kritik an interesse-, vor allem wirtschaftsgeleiteten Kritiken an der Macht der Algorithmen simpel, weil diese letztlich nicht sehen, dass sich mit der Produktion von Algorithmen eine neue Denkungsart etabliert. Mit Rekurs auf Gilbert Simondon betont Cardon, dass man die Technik als solche ernst nehmen muss, um die Algorithmisierung gesellschaftlicher Prozesse verstehen zu können. Die zumeist kritisierten Praktiken entpuppen sich dann als eher sekundäre Folgen denn als Ausgangspunkt des Problems.¹⁶ Dieser Einschätzung folge ich – aber nicht der Begrenzung der Fragestellung auf Praktiken, wie sie in den meisten STS-Arbeiten in zumeist ethnografischer Absicht erfolgen. Mein Impetus ist geprägt von der Frage nach der *gesellschaftlichen Funktion* dessen, was mit dem Begriff der Digitalisierung belegt ist.

Eine techniksoziologische Intuition

An dieser Stelle ist zunächst festzuhalten, dass man über Digitalisierungsfragen nachdenken kann, ohne über Digitalisierung nachzudenken, also ohne die Frage zu stellen, wovon wir reden, wenn wir von Digitalisierung reden. Es sei hier schon angekündigt, dass sich etwas Ähnliches auch auf einem anderen Feld zeigt, nämlich über Gesellschaft nachzudenken, ohne die Frage zu stellen, wovon wir reden, wenn wir von Gesellschaft reden. Ich nehme an, dass es einen systematischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Diagnosen gibt. *Die Gesellschaftsvergessenheit des Redens über Gesellschaft läuft parallel zu einer Digitalisierungsvergessenheit des Redens über die Digitalisierung.*

Genau diesen Zusammenhang möchte ich hier systematisch entfalten, und zwar explizit soziologisch, was insofern nicht erstaunt,

als die Rede über die Gesellschaft als Maß zu verwenden, bereits eine soziologische Perspektive ist. Jedenfalls möchte ich in einer ersten Annäherung betonen, dass ich die soziologische Frage nach der Digitalisierung gerade nicht in dem Stile stellen will, die «Digitalisierung» als unabhängige Variable vorauszusetzen, um dann die Frage zu beantworten, auf welche anderen Variablen sie sich auswirkt.

Es geht nicht um einen weiteren Debattenbeitrag über die Störungen der Digitalisierung und die Praktiken, die die digitale Infrastruktur befördert. Ich möchte vielmehr das Bezugsproblem, das gesellschaftliche Bezugsproblem des Digitalen auf den Begriff bringen. Es geht mir um die Frage, warum eine Technik, die ganz offenkundig nicht dafür entwickelt worden ist, was sie derzeit tut, in so radikal kurzer Zeit so erfolgreich werden und letztlich in fast alle gesellschaftlichen Bereiche eindringen konnte. Es wird sich erweisen, dass einer der Erfolgsfaktoren dieser Technik gerade ihre Technizität ist.

Die Fragestellung so aufzubauen, welche Auswirkungen die Digitalisierung auf die Gesellschaft hatte, hat und haben wird, machte Digitalisierung tatsächlich zu einer unabhängigen Variablen. Ich lasse mich stattdessen von einer techniksoziologischen Intuition leiten, nach der Technik und Gesellschaft nicht unterschiedliche Größen sind, sondern Technologien und Techniken nur dann erfolgreich sein können, wenn sie anschlussfähig genug für die Struktur einer Gesellschaft sind. Oder anders formuliert: Dass die Digitalisierung (wie zuvor der Buchdruck oder die Eisenbahn oder das Automobil oder der Rundfunk oder die Atombombe oder die Technisierung des Medizinischen usw.) so erfolgreich sein konnte, kann man letztlich nur an der Erwartungsstruktur bzw. an der Verarbeitungskapazität der Gesellschaft erklären, in der sie stattfindet. Nur um ein Beispiel zu nennen: Die Etablierung des Rundfunks und der Rundfunktechnik setzt bereits Gesellschaften voraus, in denen es potentielle Hörerinnen und Hörer gibt, sie setzt eine Idee der Erreichbarkeit ebenso voraus wie dazu passende zentralistische Herrschaftsstrukturen moderner Staatlichkeit. Rundfunk und Rundfunktechnik setzen ein Reservoir von Sagbarem voraus und bearbeiten die Heterogenität

eines pluralistischen Publikums mit der Unterstellung einer Homogenität von Adressen bzw. Adressaten. Sie rechnen damit, dass das im Radio Verbreitete einen Unterschied macht, der genug Aufmerksamkeit bindet und nicht zuletzt Millionen Menschen motiviert, sich einen Radioempfänger anzuschaffen. Wohlgermerkt: Nicht das Publikum ist schon da, sondern es muss eine Gemengelage vorhanden sein, deren innere Komplexität so etwas wie ein erreichbares Publikum nicht völlig unwahrscheinlich erscheinen lässt. So hat sich die Dampfmaschine nicht erst durchgesetzt, als es ihre industriellen Bedingungen schon gab, aber entgegenkommende Bedingungen gab es sehr wohl. Und welche Rolle die Eisenbahn bei der Erschließung Nordamerikas spielte, ist ein beredter Hinweis darauf, dass Technik auf einen Bedarf stoßen kann, den sie selbst erzeugt, dafür aber Voraussetzungen braucht.

Etwas Ähnliches müsste sich auch im Falle der Digitalisierung nachweisen lassen. Die Frage würde dann lauten: *Welche Disposition der Moderne sensibilisiert sie für eine Technik, die so ist wie die der Digitalisierung (wenn sich überhaupt so etwas wie Digitalisierung als belastbarer Begriff finden lässt)? Was war an der Moderne, an der gesellschaftlichen Moderne womöglich vorher schon «digital», damit die Digitaltechnik darin jenen Siegeszug antreten konnte, den man tatsächlich nicht auf die Intentionen der Macher dieser Technik zurückführen kann (wie auch der Siegeszug früherer Techniken niemals intentional erklärt werden kann)?* Die Kausalkette «Idee → Verwirklichung» ist zu kurz gedacht, selbst wenn man lange Kausalketten aufstellt.

Es ist hier nicht der Ort, über die Geschichte und die Untiefen des Funktionalismus zu informieren.¹⁷ Nur so viel sei gesagt: Es geht hier nicht darum, irgendein Set von feststehenden Problemen abzuarbeiten, für die dann Lösungen gesucht werden müssen. Es geht vielmehr darum, sowohl *Problem* als auch *Lösung* genauer zu verstehen und zu bestimmen. Konkret: Für welches Problem die Digitalisierung eine Lösung ist, kann ich nur bestimmen, wenn ich sowohl sensibel für die Lösungen als auch für die Probleme bin – und vor allem für die Frage, wie diese beiden Seiten aufeinander bezogen sind.

Noch einmal: Man muss die funktionalistische Denkungsart also erheblich erweitern, um jene Frage zu beantworten, die ich schon

angedeutet habe: *Für welches Problem ist die Digitalisierung eine Lösung?* Und die Frage muss dann so gestellt werden, dass weder das Problem noch die Lösung vorausgesetzt werden darf – also dass es weder eine bestehende Liste von Problemen noch eine allzu eindeutige Liste von Lösungen gibt, um dann die *items* aneinander abzugleichen. Ein angemessenes funktionalistisches Verfahren muss beide Seiten kontingent setzen, sie muss sich für die Konstellation selbst interessieren. Formal gesehen, geht es beim Funktionalismus darum: Wenn y eine Funktion von x ist ($y = f(x)$), dann ist sowohl y als auch x kontingent zu setzen – und das verbietet es, eine der beiden Seiten absolut zu setzen. Exakt dieses Problem wird in der Funktionalismus-Kritik bearbeitet.

Auf unser Thema bezogen: Wenn das Bezugsproblem, also die Problem-Lösung-Konstellation des Digitalen bestimmt werden soll, muss man tatsächlich an beiden Seiten beginnen. Wenn meine Ausgangsintuition stimmt, dass Techniken sich nur dann durchsetzen, wenn sie in ihrem sozialen Kontext anschlussfähig sind, heißt das, dass sie ein Problem lösen. Man muss also beide Seiten unbestimmt setzen – *welches Problem und welche Lösung?* Lösung heißt übrigens nur: dass weiter prozessiert werden kann, dass Anschlussfähigkeit hergestellt wird, es geht also nicht darum, was die Digitalisierung ist, sondern was sie tut und wie sie darin Problem und Lösung in Beziehung setzt.

Genau damit wird auch das erste Kapitel beginnen, das die vielleicht wichtigste These des Buches enthält: *dass die Digitalisierung unmittelbar verwandt ist mit der gesellschaftlichen Struktur*. Das macht nämlich die Digitalisierung zu einer merkwürdigen Störung: Sie ist fremd, weil sie in einer Radikalität auf das Vertraute verweist, wie man es zuvor nicht kannte. Ich werde sogar behaupten, dass die Digitalisierung nicht nur eine soziale Erscheinung ist, sondern sogar *ein soziologisches Projekt*. Vieles von dem, was die Digitalisierung betreibt, ist von geradezu soziologischer Denkungsart: Sie nutzt soziale Strukturen, sie macht soziale Dynamiken sichtbar und sie erzeugt aus diesen Formen der Mustererkennung ihren Mehrwert. Die Akteure sind natürlich keine soziologischen Akteure – es sind Unternehmen und

Staaten, Strafverfolgungsbehörden und Medienanbieter, Kommunikationsagenturen und das Militär, die Stadt- und Sozialplanung ebenso wie die Wissenschaft. Das Soziologische daran ist jedenfalls, latente Ordnungsmuster zu erkennen oder zu generieren und damit etwas zu tun.

Frühe Technologieschübe

Ich werde zeigen, dass die moderne Gesellschaft bereits vor dem Einsatz digitaler Computertechnologien eine digitale Struktur hatte. Was das bedeutet, werde ich noch erläutern. Aber der Einsatz unmittelbarer Digitaltechnik ist dennoch eine relativ junge Erscheinung. Auch wenn es wenig zum Erkenntnisgewinn beiträgt: Ich selbst bin 1960 geboren und gehöre wahrscheinlich zu einem der letzten Geburtsjahrgänge, die ein Hochschulstudium ohne jede Digitaltechnik absolviert haben. Ich habe 1979 in Gelsenkirchen meine Abiturprüfung abgelegt und danach in Münster studiert – Erziehungswissenschaften, parallel auch Philosophie, jeweils mit dem Nebenfach Soziologie. Ich musste im Studium viel schreiben, wie es sich für ein Studium gehörte und gehört. Zunächst hatte ich eine mechanische Schreibmaschine von meinen Eltern, die sehr mühsam zu bedienen war. Ich weiß nicht mehr, wann es genau war, ich glaube im dritten Semester, da hat mein Studium einen ersten Technologieschub erfahren. Ich kaufte mir eine gebrauchte Robotron 202, eine elektrische Schreibmaschine aus DDR-Produktion, aus dem VEB Robotron Buchungsmaschinenwerk in Karl-Marx-Stadt. Diese Maschine robust zu nennen, wäre eine eklatante Untertreibung. Sie war sehr schwer, das Gehäuse geradezu verschwenderisch aus bestimmt zwei Millimeter dickem Metall. Der Motor der Maschine wurde sicher nicht für Schreibmaschinen entwickelt – man hätte damit auch feststofflichere Kulturgüter mobilisieren können als philosophische, pädagogische, psychologische und soziologische Hausarbeiten, Exzerpte usw. Die Maschine war – sicher keine Überraschung – sehr laut. Das galt für den Motor ebenso wie für die Typenhebel, die mit

einer enormen Kraft auf Papier und Walze trafen. Ich erinnere mich noch genau, wie der Wagenrücklauf den Beistelltisch neben meinem Schreibtisch in wankende Bewegungen versetzte. Und noch genauer erinnere ich mich daran, dass sich jeder Fehler bei der Benutzung der Tastatur unmittelbar auf das Geschriebene auswirkte – und zwar so gut wie nicht rückholbar. Es ist genau das, was man eine Analogtechnik nennt, also eine Technik, die so etwas wie eine Eins-zu-eins-Übertragung von Ursache und Wirkung, Signal und Reaktion, Steuerung und Umsetzung vorsieht. Selbst die Fehlerkorrektur mit Tipp-Ex-Streifen war im Nachhinein sichtbar – das beschriebene Papier hatte zwar einen geheilten Text, aber die Narben konnte jeder sehen.

Im Jahre 1985 habe ich eine Diplomprüfung in Erziehungswissenschaften abgelegt. Dafür musste ich im Fach Soziologie eine Diplomarbeit schreiben. Diese umfasste – so viel Zeit war damals noch für die erste Qualifikationsarbeit – um die 350 Schreibmaschinenseiten, die ich zunächst handschriftlich verfasst und dann auf meiner Robotron-Maschine ins Reine geschrieben habe. Ins Reine hieß: in eine Form, die als Vorlage für ein professionelles Schreibbüro dienen konnte, das daraus eine Arbeit gemacht hat, die man abgeben konnte. Die Vorlage war schon gar nicht schlecht, enthielt aber in analoger Weise all die Unregelmäßigkeiten, Fehler und Korrekturen, die ich beim Schreiben gemacht hatte, Narben eben, die von dem mühsamen Prozess des Zusammenfuckelns von Gedanken zu einem linear lesbaren Text zeugten. Interessant war das Schreibbüro, dessen Dienste ich damals in Anspruch nahm – es warb damit, dass man vor dem endgültigen Ausdruck einen Vorabzug bekam, auf dem man Fehler noch beseitigen konnte, soweit diese Korrektur den Seitenumbruch nicht tangierte. Technisch wurde dieser Korrekturgang auf einer sehr modernen Schreibmaschine bewerkstelligt, und er war sehr teuer und nur durch einen Zuschuss meiner Eltern für mich bezahlbar. Auf einmal wurde ein ausgedruckter Text, also ein analoges Protokoll eines Eins-zu-eins-Verhältnisses von Produktion und Produkt, nicht nur wiederholbar, sondern konnte sogar verändert werden. Und die Veränderung blieb unsichtbar! Keine Narben! Das wirkte

sich auf den Realitätsstatus des Textes aus, der auf einmal etwas Anderes war als vorher. Analog war nur noch das Ergebnis, nicht mehr der Prozess der Produktion.

Nach dem Studienabschluss bemühte ich mich um ein Promotionsstipendium und hatte die Fantasie, in der Zukunft genau das zu tun, was ich die nunmehr drei Jahrzehnte danach tatsächlich getan habe: als Sozialwissenschaftler zu arbeiten und die Ergebnisse dieser Tätigkeit insbesondere in Textform zu bringen. Mein gesamtes Studium ließ sich (zumindest auf der technischen Seite seiner Produktionsmittel) mit ausschließlich analogen Techniken betreiben. Selbst die Literatursuche erfolgte noch ohne Datenbanken, und zwar mit Hilfe eines Katalogsystems, das in seiner Materialität meiner Robotron-Maschine sehr ähnlich war. Ich erinnere mich noch an das Geräusch in der Münsteraner Universitätsbibliothek, wenn der Kasten mit den Karteikarten zurück in das Register geschoben wurde und veritabel knallte. Es lohnte sich übrigens, trotz eher schlechter Bahnverbindung, während des Studiums die ca. 100 Kilometer nach Bielefeld zu fahren, wo es nicht nur eine viel besser sortierte sozialwissenschaftliche Bibliothek gab, sondern sogar ein Microfiche-System, das die Recherche erleichtert hat. Aber auch das war radikal analog – blieb aber wenigstens ohne einen Apparat, der Strom verbrauchte, unsichtbar.

Ich machte mich unmittelbar nach dem Studienabschluss, den Berufswunsch im Kopf, auf die Suche nach einem bezahlbaren Computer, der anders als die sehr erfolgreichen C64-Rechner von Commodore nicht für Freizeit-Anwendungen gebraucht werden sollte, sondern tatsächlich ein Arbeitsmittel war. Es musste also das her, was schon damals als Industriestandard bezeichnet wurde, also ein mit dem *Microsoft Disc Operating System* (MS-DOS) kompatibles Gerät, das technisch etwa dem klassischen IBM-PC entsprach. In Münster gab es damals freilich nur eine IBM-Niederlassung – und ein Original-PC von IBM, wie er seit 1981 auf dem Markt war, wäre völlig unbezahlbar gewesen. Auch dafür musste man damals nach Bielefeld, wo es einen Laden von Computerschraubern gab, die preisgünstige Komponenten zu einem IBM-kompatiblen, dem ersten IBM-PC entsprechenden

Rechner mit 8088-Prozessor, mit 4,77 MHz getaktet, anboten. Meine erste Anlage hatte keine Festplatte, sondern nur zwei Floppy-Disk-Laufwerke, von denen man eines stets mit Disketten für das Betriebssystem und Anwendungsprogramme verwenden musste. Während die erste Diskette das DOS lud, steckte man eine Diskette mit einem Textverarbeitungssystem rein – ich verwendete damals *WordPerfect*. Sobald man das erste Mal eine Sonderfunktion in Anspruch nahm, etwa Kursivschrift, musste eine andere Diskette eingesetzt werden, die dieses Tool enthielt. Und wenn der Text fertig war, kam eine weitere Diskette zum Einsatz, auf der dieser dann abgespeichert wurde.

Zur Anlage gehörte ein Nadeldrucker, der bezüglich der Dezibel-Zahl der Robotron-Maschine in nichts nachstand. Die ganze Anlage war teuer – aber letztlich immer noch billiger als eine IBM-Kugelpkopfschreibmaschine, die damals den Weltstandard darstellte – und so etwas wie ein Cadillac im Vergleich zu jenem Wartburg war, den meine Robotron symbolisierte. Diese Kugelpkopfschreibmaschinen waren zwar kein Industriestandard mehr, aber sie standen in jedem universitären Institutssekretariat, um einer Generation von Professoren zu dienen, die fast nur handschriftlich geschrieben haben, weil ihr Schreibprogramm vor der IBM-Schreibmaschine saß und nicht mit irgendwelcher Software, dafür aber mit den idiosynkratischen Handschriften der Herren Professoren (das ist ausnahmsweise mal kein generisches Maskulinum!) kompatibel war.

Nach einem Jahr habe ich mir eine Festplatte gekauft – das ging dann sogar in Münster, und ich stand vor der schwierigen Entscheidung, ob ich eine mit 1 MB oder mit 5 MB Kapazität kaufen sollte. Ich entschied mich für 1 MB, weil es kaum vorstellbar schien, einen Speicherplatz von 5 MB in einem einzigen Leben vollschreiben zu können. Danach habe ich dann eine ganz normale digitale Biografie durchlebt: Es kam Windows, und es kamen stärkere Rechner, leistungsfähigere Peripheriegeräte, das Internet, die permanente Erreichbarkeit meiner Daten, unabhängig davon, wo ich mich aufhielt. Der Übergang vom Download- zum Upload-Internet spielte eine große

Rolle, dann der Übergang vom stationären zum mobilen Internet. Mit dem Netz kamen Recherchemöglichkeiten, die die Bielefelder Microfiche-Phase als graue Vorzeit erscheinen ließen. Und so weiter und so weiter. Dieses Buch habe ich (wie schon frühere) an Dateien geschrieben und weitergeschrieben, die in einer kommerziellen Cloud eines Textverarbeitungsanbieters gespeichert waren und die ich auf allen meinen und fremden Geräten vom stationären Computer bis zum Smartphone stets in der aktuellen Form bearbeiten und konsultieren konnte.

Ich habe in meinen ersten drei Semestern, also von 1979 bis 1981 (als der IBM-PC auf den Markt kam), gutes Geld mit der Reparatur von Autos verdient – VW-Käfer und VW-Bully, Citroën 2CV und GX, Renault 4 und 5, Opel Kadett, VW Polo und Golf I, auch den alten /8-Mercedes-Diesel. Das war ebenso illegal (wenn auch mittlerweile verjährt) wie machbar, weil Autos damals tatsächlich analoge Maschinen waren, an denen man rumschrauben konnte. Kurz darauf waren Autos zwar immer noch Apparate, die fossile in kinetische Energie umgewandelt haben; gesteuert wurden die Prozesse aber immer mehr zunächst durch elektronische Regelkreise und dann durch Computertechnik. Heute kann ich an meinem Automobil (ein ziemlich digitalisierter Nachfolger des alten /8) allenfalls die Reifen und die Wischerblätter wechseln. Der Beruf des KFZ-Mechanikers – der wohl begehrteste Lehrberuf zumindest für Jungs – wurde folgerichtig im Jahre 2001 umbenannt in KFZ-Mechatroniker, das Ausbildungsprofil hatte sich schon vorher geändert.

Original und Kopie

Worauf ich hinaus will, sollte deutlich geworden sein: Man kann mich und die in den 1960er Jahren Geborenen vielleicht als die erste digitale Generation beschreiben.¹⁸ Dabei war der erste PC eben mehr als bloß eine bessere Schreibmaschine. Er war ein Medium, das den Realitätsstatus von Arbeitsergebnissen tatsächlich verändert hat. Walter Benjamin hat in seinem berühmten Essay über *Das Kunstwerk*

im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit von 1936 die These vertreten, dass sich das Kunsterleben durch die mögliche Vervielfältigung von künstlerischen Exponaten radikal verändert hat, und zwar in die Richtung, dass das Kunstwerk nun vor einem ganz anderen Publikum sich bewähren müsse – auch vor einem Publikum, das eben nicht mehr eingebettet war in die bürgerlichen Praktiken des Kunstgenusses.¹⁹ Es entstand so etwas wie Kunstgenuss en passant – was man freilich nur beklagen kann, wenn man an der Kunst nur die Distinktionsfunktion schätzt. Worauf es Benjamin aber ankam, war das, was er den «Verlust der Aura» nannte, also den Verlust jener kairologischen Einmaligkeit, die nun ins Chronologische verlängert werden konnte – eben durch die Wiederholbarkeit des Erlebens. Wer Benjamin zitiert, hat sicher Theodor W. Adornos ätzenden Vorwurf im Ohr, Benjamin mache das Kunstwerk zum Fetisch. Aber das scheint mir doch eine typische Reaktion auf neue Medienformen zu sein, die vergangenen Formen semantisch zu veredeln, um das Ungeheure der modernen Technik und seiner Folgen in den Blick zu bekommen, ob es nun die Sokratische Preisung des Gesprächs im Gegensatz zur distanzierenden Schrift ist oder die Kritik des Fernsehens als einer Nivellierung im Vergleich zu echten Erfahrungen mit der Welt.

Etwas ganz Ähnliches hat der Alltagsgebrauch digitaler Techniken hervorgebracht – und ich spreche jetzt ausdrücklich nicht von den großen kulturellen Veränderungen des digitalen Zeitalters, sondern von den kleinen Veränderungen bei der Textproduktion eines jungen Wissenschaftlers bzw. eines Jungen, der einer werden wollte. Der Computer als Schreibgerät hat das Schreiben nicht einfach vereinfacht oder beschleunigt – es geht also nicht um Fragen der Skalierbarkeit. Der Computer als Schreibgerät hat das Schreiben entstofflicht. Bevor Text auf analoge Weise aufs Papier kommt, lebt er in einem virtuellen Zustand. Seine Virtualität besteht darin, dass er permanent veränderbar bleibt, ohne als Ganzes verändert werden zu müssen. Einschübe, Umformulierungen, Revisionen hinterlassen keine Spuren mehr – der Text hat seine Aura verloren, würde man wohl mit Benjamin sagen. Bis zum Ende ist alles revi-

sionsfähig – und zugleich sehen bereits vorläufige Versionen ästhetisch fertig aus. Völlig unfertige Texte konnten mit Hilfe von Funktionen einer Textverarbeitungssoftware auf einmal so präsentiert werden, als wäre der Text schon ein Text – was man zuvor, auf einer Robotron 202 zumal, unterlassen hätte, weil damit der erhebliche Mehraufwand verbunden gewesen wäre, alles stets neu fassen zu müssen. Nun geht es mir im vorliegenden Buch nicht darum, auch nur eine der populären Geschichten über die Auswirkungen der Digitalisierung auf Alltagspraktiken zu erzählen, die den Großteil der soziologischen Literatur zum Thema ausmachen. Das Beispiel soll nur zeigen, wie kleinteilig und wie alltagstauglich, wie fast unbesehen und doch wirksam, wie unspektakulär und doch radikal die Digitaltechnik in die Gesellschaft hineindiffundiert ist – und wie schnell die Umstellung von der analogen auf die digitale Gesellschaft vonstattenging.

Produktive Fehlzanzeige und Sollbruchstelle

Dieses Buch ist selbst keine Immunreaktion auf die Digitalisierung – auch wenn die Digitalisierung zweifellos zu Störungen von gesellschaftlichen Routinen führt, die bearbeitet werden müssen. Was die sozialwissenschaftliche Intelligenz daran interessiert, habe ich schon angedeutet. Der vielleicht wichtigste Diskurs ist der über die Zukunft der Arbeit. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird die Digitalisierung sowohl der Produktion als auch der Produkte Auswirkungen auf Beschäftigung und auf die Kontinuität von Arbeitsbiografien haben. Aber wie sich die Digitalisierung auf diese Fragen auswirken wird, darüber herrscht eklatante Uneinigkeit. Vieles ist schlicht noch unbekannt. Wenig Zweifel bestehen auch daran, dass sich die Verfügbarkeit über große Datensätze auf wissenschaftliche Erkenntnisse auswirken wird. Allenthalben wird die theorielose Wissenschaft befürchtet, die einfach nach Spuren in Datensätzen sucht,²⁰ außerdem stellt sich die Frage, wem Erkenntnisse zugerechnet werden, wenn intelligente Algorithmen Erkenntnisprozesse anleiten.²¹

Erwartbar ist durchaus, dass es zu Anpassungsproblemen individueller Lebensführung an Fremd- und Selbstkontrollmechanismen kommt, die durch die Verfügbarkeit von wachsenden Datenmassen entstehen. Ebenso wenig Zweifel gibt es darüber, dass sich das Preisgefüge in vielen Branchen aufgrund ganz neuer, digital ermöglichter Transparenz- und Vergleichsmodelle verändern wird. Ebenso unbestritten ist eine Tendenz zur Kapitalkonzentration, die sich parallel zur Datenkonzentration verhält.²² Dafür gibt es sowohl ökonomische als auch genuin technische Gründe. Sicher ist auch, dass die Diskussion um die künstliche Intelligenz auch das Selbstverständnis der menschlichen, natürlich genannten Intelligenz beeinflussen wird.²³ Und dass mit der Digitalisierung neue Machtkonzentrationen und -konstellationen entstehen, kann niemandem verborgen bleiben.²⁴ All das wird seit langem in derselben Weise diskutiert, wie sich die Gesellschaft auf solche (Selbst-)Störungen einstellt. In dieser Hinsicht ist die Digitalisierung kein wirklich aufregendes Thema.

Wiewohl viele der genannten Themen im vorliegenden Buch durchaus explizit vorkommen, bilden sie nicht dessen inhaltlichen Kern. Oder anders formuliert: Sie sind nicht Ausgangspunkt der Überlegungen, sondern kommen «nur» als Epiphänomene des eigentlichen Untersuchungsgegenstands vor. Denn all diese Diskussionen über Störungen gesellschaftlicher Routinen durch die ausgreifende Digitaltechnik kommen letztlich ohne eine fundierte Theorie der Digitalisierung aus – sie setzen die Digitalisierung als Phänomen letztlich voraus. Diese Lücke versucht dieses Buch zu schließen.

Es ist womöglich keine Übertreibung zu behaupten, dass hier eine Leerstelle gefüllt wird. Nichts weniger ist das Programm, als die erste Gesellschaftstheorie der digitalen Gesellschaft vorzulegen. Es ist ein wissenschaftliches Unterfangen, kein vordergründig diagnostisches, noch weniger ein meinungsstarkes und schon gar keines, das Handlungsanweisungen generiert. Es ist der Versuch, die Digitalisierung als eine gesellschaftliche Kulturerscheinung zu verstehen.

Hier wird die Digitalisierung also nicht einfach als ein Thema unter anderen auch noch auf die moderne Gesellschaft appliziert. Der

theoretische Anspruch ist weit größer. Denn nach meiner techniksoziologischen Intuition müsste eine angemessene Theorie der Digitalisierung eben keine Kolonial- oder Störungsgeschichte der Digitalisierung präsentieren, sondern das Bezugsproblem der Digitalisierung in der Gesellschaft und ihrer Struktur selbst auffinden können. Insofern ist der Untertitel durchaus präzise gewählt. Es geht gar nicht um eine *Theorie der Digitalisierung*, sondern um eine *Theorie der digitalen Gesellschaft*.

Gefährdete Privatheit

Wenn es stimmt, dass soziale Medien nur ein Anlass für das Detektieren, Speichern, Rekombinieren und Auswerten von individuell erzeugten Daten sind, und wenn es weiterhin stimmt, dass sich aufgrund der Registrierung der meisten Alltagspraktiken in unterschiedlichsten Datensätzen tatsächlich ein weltweites Netz von Daten herausbildet, dann hat das erhebliche Konsequenzen für die Frage nach dem Schutz der individuellen Daten. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass die Bundesrepublik zu den sensibelsten Ländern gehört, was das Recht auf informationelle Selbstbestimmung angeht. Das weltweit erste Datenschutzgesetz ist tatsächlich 1970 in Hessen erlassen worden. Der Impetus rechtlichen Datenschutzes stammt aus der klassischen Diskussion um die Schutzrechte des Individuums dem Staat gegenüber. Datenschutz soll staatliche Instanzen daran hindern, personenbezogene Daten zu unangemessenen Zwecken zu verwenden. Es ist gewissermaßen ein Derivat des Grundsatzes der Unverletzlichkeit der Wohnung, der Meinungsfreiheit und des Rechts auf Privatsphäre.¹

Unter Bedingungen der Digitalisierung stellt sich die Frage des Datenschutzes neu und anders, denn es sind nun nicht mehr nur staatliche Akteure, die von personenbezogenen Daten profitieren, sondern Akteure ganz unterschiedlichen Typs. Schon der Anwender eines handelsüblichen Textverarbeitungsprogramms, das seine Dateien in einer Cloud verwaltet, lagert personenbezogene Daten/Dateien aus und darf diese nicht verwenden. Mobilfunkanbieter verfügen über fast flächendeckende Informationen über den Sprach- und Datenverkehr, und jedes handelsübliche Smartphone mit GPS-Technik ist tech-

nisch gesehen etwas Ähnliches wie eine elektronische Fußfessel und Detektor für Bewegungsprofile – und mit entsprechenden Zusatzgeräten womöglich sogar für die Herzfrequenz und das Blutzuckerprofil seines Anwenders, von Zahlungsverkehr, Detektieren von maschinenlesbaren Autonummern oder Gesichtserkennung auf öffentlichen Plätzen ganz zu schweigen. Selbstverständlich bedeutet das keineswegs, dass diese anfallenden Daten für jedermann zu jedem Zweck verfügbar sind. Das ist in der Tat rechtlich beschränkt und Gegenstand politischer Debatten, wobei die Varianz in der Frage der Zugriffsmöglichkeiten international enorm variiert. Üblicherweise wird an dieser Stelle der Diskussion etwa auf das chinesische Punktemodell hingewiesen, das geradezu eine Totalkontrolle der Privatperson durch staatliche Tugendwächter erlaubt.² Es ist freilich kein Zufall, dass dies in einem eher autoritären Politikmodell wie dem chinesischen eher erwartbar ist als in liberalen Demokratien. Aber prinzipiell sind die Möglichkeiten gegeben.

Die Unwahrscheinlichkeit informationeller Selbstbestimmung

Hier soll nun nicht die rechtliche und die politische Frage des Datenschutzes diskutiert werden – die Literatur dazu ist Legion. Hingewiesen sei auf etwas anderes: auf den Zielkonflikt zwischen *privacy policies* und der Abhängigkeit vieler Geschäftsmodelle von der Verfügung über entsprechende Datensätze, die sich eben nicht nur für den statistischen *homme moyen* interessieren, sondern für den ansprechbaren Fall, dessen Ansprache sich aus der Mustererkennung aggregierter Daten vieler Fälle ergibt.

Der Zielkonflikt besteht auch darin, dass manche Technik nur funktioniert, wenn personenbezogene Daten zur Verfügung stehen – selbst wenn das konkrete Individuum etwa als potentieller Kunde, als Nutzer sozialer Netzwerke oder als Wählerin oder Wähler gar nicht in *persona* ermittelt wird, sondern als Element eines Clusters. Das Individuum ist dann zumeist gar nicht Mitglied einer sozialen Gruppe, sondern nur einer statistischen Gruppe – darin aber im Zweifels- (und im

Wissens-)Fall individuell ansprechbar und identifizierbar. Damit lässt sich vieles machen, auch Illegales und im Hinblick auf Kontrollmöglichkeiten Bedenkliches. Die schöne Formel von Dirk Baecker, die Buchwelt der Lesepublika habe an einem Kritiküberschuss laboriert, während die digitale Welt an einem Kontrollüberschuss laboriere, findet hier einen beredten Ausdruck.³ Es ergeben sich hier Möglichkeiten, was den Blick auf Selektivitäten verändert. Wenn man sich daran erinnert, welche Proteste Volkszählungen in Deutschland in den 1980er Jahren noch ausgelöst haben, wird daran die Veränderung der Ausgangslage deutlich. Das eigene Smartphone anzuschalten, erzeugt mehr personenbezogene Daten, als es die Volkszählung vermochte. Man stelle sich vor, die Zähler hätten damals solche Dinge abgefragt, die nun gewissermaßen von selbst anfallen.

Ich diskutiere das hier nicht weiter, nicht weil es nicht legitime und notwendige Fragestellungen wären, sondern weil es nicht mein Thema ist. Was mich eher interessiert, ist der epistemologische und der soziologische Aspekt der Frage nach *privacy*. Zunächst lohnt es sich, dem Begriff der *informationellen Selbstbestimmung* einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der Begriff enthält eine *contradictio in adiecto*, denn eine Selbstbestimmung gerade im Hinblick auf Informationen kann es schon aus kategorialen Gründen nicht geben. Information ist ein Beobachtungskorrelat. Ob etwas als Information taugt oder registriert wird, liegt im Auge des Rezipienten, nicht in dem Beobachteten. Wenn man es so formulieren will: *Informationen über die Umwelt werden im System gebildet*. Oder so: *Das Beobachtete wird durch den Beobachter erzeugt*. Ich verweise auf meine Ausführungen über die *Verdoppelung der Welt*. Informationelle Selbstbestimmung ist also eine Zielgröße, die gerade unter Bedingungen komplexer Beobachtungsverhältnisse nachgerade unmöglich ist.

Epistemologisch ist *privacy* also letztlich ausgeschlossen – diskutieren könnte man eher so etwas wie eine Kontrolle über die eigenen Daten. Aber auch hier stellen sich kategoriale Fragen, denn Daten fallen in einem modernen vernetzten Alltag ohnehin an. Die Frage ist dann wiederum, für wen diese welchen Unterschied machen, vulgo: worüber sie informieren. Denkt man an die breit diskutierte

Datenschutzgrundverordnung (DSGVO), die 2018 europäisches Recht in der Bundesrepublik umgesetzt hat, so changiert sowohl die Diskussion dazu als auch die operative Frage selbst zwischen einer tatsächlichen Kontrolle der Daten und der rechtlichen Figur der Zustimmung. Die DSGVO sowie das gesamte Datenschutzrecht versuchen sich tatsächlich an einer rechtlichen Regulierung von Datenflüssen, können aber genau besehen eben nur das, was das Recht vermag: *normative Erwartungssicherheit* herstellen. Etwa Dienste von Anbietern als Kunde in Anspruch zu nehmen, wird nun durch eine mehr oder weniger generelle Zustimmung mit einer kurzen Handlungshemmung versehen, wobei die Zustimmung selbst dann umso deutlicher dafür sorgt, dass Daten legale Mittel der Beförderung von Wertschöpfungsketten nicht nur geldwerter Natur sind. Handlungshemmungen, so formulierte es der amerikanische Soziologe George Herbert Mead in seiner Handlungstheorie schon vor einhundert Jahren, sind diejenigen Stellen im Handlungsprozess, an denen sich eine konkrete Praxis nicht einfach entfaltet, sondern gehemmt wird. Eine Handlungshemmung tritt nur dort auf, wo es zu Anpassungs-, Entscheidungs- oder Justierungsfragen kommt. Der größte Teil unseres Alltagshandelns kommt ohne Handlungshemmungen aus – es geschieht sehr routiniert, was geschieht. In der Soziologie nennt sich solches Handeln *Praxis*.⁴ Erst wo die Praxis unterbrochen wird, kommt es zur expliziten Beteiligung des Bewusstseins, besser müsste man sagen: der Bewusstheit. Dann wird es nötig, dass man sich Handlungsfolgen vorstellt, dass man explizit einschätzt, wie Alter Ego reagiert, oder dass man rasonieren muss, was zu tun sei. Bewusstsein ist, so Meads wunderbare Formulierung, nicht die Voraussetzung, sondern die Folge des Handelns.⁵

Ich referiere dieses theoretische Modell deshalb, weil es noch einmal deutlich machen kann, dass man die Frage der Regulierbarkeit etwa von *privacy*-Aspekten des Datenverkehrs nur verstehen kann, wenn man den *technischen* Aspekt der Datenwelt im Blick hat. Versuche der Herstellung rechtlicher Erwartungssicherheit wie etwa die DSGVO von 2018 unterbrechen die Praxis der technischen Nutzer nur kurz. Sie erzeugen so etwas wie *lucida intervalla* im Bewusstseins- und

Praxisstrom von Anwendern informationsrelevanter Technik. Ein *lucidum intervallum* nennt man bei bestimmten psychiatrischen Krankheitsbildern kurze Phasen der Bewusstheit, bevor der Patient wieder in den abgeschatteten Zustand seiner Morbidität zurückkehrt. Ich will nun nicht die Nutzer von Datentechnik pathologisieren – das würde zu weit führen. Aber tatsächlich ähnelt die Beteiligung von Bewusstsein/Bewusstheit im Alltag solchen unterschiedlichen habitualisierten Phasen, unterbrochen durch Handlungshemmungen. Man kann diese Handlungshemmungen auch bewusstes Nachdenken (oder im Bereich der Kommunikation: die Thematisierung von Dingen, die üblicherweise *anathema* bleiben) nennen – und genau das macht zum Beispiel die Zustimmungslösung im Bereich des Datenverkehrs.

Das ist rechtlich sinnvoll, politisch wahrscheinlich unvermeidlich und verhindert sicher manche unangemessene Verwendung von Daten. Aber genau genommen sind solche kurzen Handlungshemmungen vergeblich, denn sie müssen sich gerade gegen die besondere Potenz von Technik durchsetzen: *dass sie funktioniert und darin dissens-resistent ist und keine Fragen stellt*. Das Funktionieren ist der Feind der Reflexion – deshalb ist ein Alltag mit Techniken möglich, die man selbst nicht durchblickt, nicht versteht, nicht einmal benennen kann, aber die anzuwenden man in der Lage ist. Man kann daran übrigens sehen, dass es womöglich eine grobe Verkürzung von Kommunikationsprozessen ist, wenn man sie ans Verstehen, an Verständigung und an Konsens bindet. Das ist sicher auch das Ergebnis einer Festlegung akademisch-sozialwissenschaftlicher Vorstellungen, die üblicherweise auf solche Kommunikationsziele festgelegt sind, statt schlicht auf die Bedingungen kommunikativer Anschlüsse zu achten. Bei der Beteiligung von Technik – das gilt für Digitaltechnik, aber auch für habitualisierte Formen technisierter Kommunikation – ist gerade die Ausschaltung von Verstehens-, Verständigungs- und Konsensrisiken durch vereinfachte Anschlüsse zentral. Dazu gehört übrigens auch die codierte Kommunikation der Funktionssysteme, wie ich im vierten Kapitel gezeigt habe.

In der digitalen Gesellschaft zu behaupten, das rationale Zeitalter

der Moderne (Auguste Comte) sei transparenter und weniger geheimnisvoll als frühere Zeiten, hält einer genaueren Betrachtung nicht Stand. Nur ist der Bereich des Unbekannten, des Geheimnisvollen, des Dunklen und Unsichtbaren nun nicht mehr Göttern, Dämonen, dem Schicksal oder anderen dunklen Mächten zurechenbar, sondern einer auf Reflexion verzichtenden Technik. Einer technisierten Wiederverzauberung der Welt fehlt der Zauber, den man entzaubern könnte. Es bleibt der Versuch der Kontrolle, der aber gerade deshalb an Grenzen stößt, weil Informationstechnik eine Technik ist, die die Nutzbarkeit der eigenen (sic!) Daten auf andere Beobachter auslagern muss. Wie die Buchwelt Kritik nie recht in den Griff bekommt, sie geradezu fetischisiert, die Nein-Stellungnahme von einem Risiko zu einer Würde aufgewertet hat, muss sich die Digitalwelt mit Kontrollfragen herumplagen, wohl wissend, dass sich die Beobachtungsverhältnisse verändert haben. Jedenfalls ist das klassische Schema von Subjekt und Objekt – also der Kontrolle des Objektiven durch den subjektiven Blick durch Teilhabe des Subjektiven am Objektiven – einer Form gewichen, in der das Subjekt immer stärker das Objekt von Kontrolle wird, die in digitaler Form als Selbstkontrolle firmiert.

Diesen Ausschnitt haben die meisten Diagnosen eines Überwachungskapitalismus, einer Kolonialisierung der Welt durch Zahlen oder des Zwangs zur Selbstoptimierung im Blick, für die sich die sozialwissenschaftliche Literatur vor allem interessiert. Dies reiht sich ein in einen generationstypischen Topos soziologischer Diagnosen, die die Subjektivierung des Individuums durch gesellschaftliche «Anrufung»⁶ thematisieren – mit geradezu aufgerissenen Augen geben sie sich überrascht, dass die Individualität des Individuums eine Folge sozialer Praxis ist.⁷ Ich kann nicht verhehlen, den Großteil solcher Diagnosen für hoffnungslos naiv zu halten, denn sie operieren mit einer merkwürdigen normativen Unterstellung eines Selbst, das in Ruhe gelassen werden sollte, als wäre nicht die Arbeit am Selbst die Grundlage einer Gesellschaft, die Menschen nicht vollständig durch alternativlose Gruppenzugehörigkeit konditionieren kann und will. Dass digitale Techniken hier neue mediale Formen für die Operatio-

nalisation von Selbstkontrolle anbieten, nämlich metrische Vergleichsgesichtspunkte, ist eben nur eine digitalisierbare Form eines längst bekannten Musters, als hätte es den quantifizierten Vergleich in Form von Schulnoten oder die Quantifizierung von Ergebnissen im Sport oder Bildungszertifikate oder gar den Vergleich von Einkommensunterschieden nie gegeben und als wäre die gesamte, auf Bildung setzende Persönlichkeitssemantik seit der bürgerlichen Gesellschaft kein Selbstoptimierungsprogramm und kein Distinktions-, i. e. Vergleichsmittel. Eine Form *informationeller Selbstbestimmung* war es jedenfalls nicht.

Ich habe diese Diagnosen schon ganz am Beginn dieses Buches mit dem Milieu ihrer Autorinnen und Autoren zu erklären versucht: Bildungsdistinktion gilt in diesem Milieu als der blinde Fleck. Bildung wird schon immer vorausgesetzt, weswegen die Selbstoptimierungspraktiken des Bildungsprogramms gar nicht als solche wahrgenommen werden, sondern vielleicht eher als das Allgemeinmenschliche schlechthin, was dieses Milieu ja gerne den *alten weißen Eliten* zuweist, die in der Tat ihre Partikularität als universales Modell hypostasierten.

Das scheint sich hier zu wiederholen – und wie der klassische Bürger über die unteren Schichten gespottet hat und sie durch Bildung emanzipieren wollte, emanzipiert nun die sozialwissenschaftliche Intelligenz den vermessenen Bürger, der sich in Körper-, Gesundheits-, Arbeits-, Skill- und ästhetischer Optimierung übt. Die Digitalität der digitalen Mittel, mit denen das auch begründet wird – Metriken, Quantifizierung usw. –, kommt dabei gar nicht in den Blick. Deshalb wird bei aller Berechtigung von *privacy policies* und von Vermeidungsversuchen von datengestützten Überwachungs- und Kontrollüberschüssen eine Privatheit gerettet, die es so womöglich nie gegeben hat. Der *sensus communis* lautet dann einhellig und unwidersprochen: *Big Data gefährdet unsere Privatheit, unsere Privatsphäre, unsere persönliche Autonomie*. Es lohnt sich also, den Fokus versuchsweise auf Privatheit zu richten, denn die Debatte kennt Privatheit tatsächlich zunächst nur als schützenswerten Raum, an dem die Macht zu brechen ist. Sie fokussiert sich derzeit vor allem auf Repolitisierung.⁸

Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit?

Wenn die Privatsphäre der Raum unserer persönlichen Autonomie ist, dann ist Öffentlichkeit der Raum, der sich von dieser ursprünglichen Form dadurch entfernt, dass er einsehbar wird für andere – wie wir sozialhistorisch wissen, zunächst in Form von bürgerlichen Lesegemeinschaften, später in Vereinen und anderen Zusammenschlüssen, schließlich in medial vermittelten Diskussionsöffentlichkeiten von belesenen Lesern, heute von gebildeten informierten Bürgern, die über die Gesellschaft das wissen, was in solchen Öffentlichkeiten sichtbar wird.⁹ Der Nationalstaat moderner Prägung seit Beginn des 19. Jahrhunderts hat letztlich die Bühnen der bürgerlichen Gesellschaft als System der Bedürfnisse und als Raum öffentlich zugänglicher Informationen wie als realer Staat, als Polizey, d. h. als öffentliche Ordnung zur Verfügung gestellt und gestaltet.

Über die Öffentlichkeit wird viel räsoniert – kann sie die normativen Energien freisetzen, die dafür sorgen, dass sich so etwas wie ein demokratisch gebildeter Wille durchsetzt? Kann sie zugänglich machen, was in früheren Gesellschaften nur für Eliten erreichbar war? Kann sie das Korrektiv für illegitime Macht und Herrschaft sein? Kann sie kulturelle Praktiken und Selbstverständlichkeiten öffnen, indem sie uns mit Alternativen versorgt? Bringt sie den kritischen Staatsbürger hervor, der wenigstens in Demokratietheorien noch nach dem Agora-Modell der attischen Demokratie imaginiert wird? Und was geschieht mit der Öffentlichkeit, wenn sie medial vermittelt wird? Seit dem Buchdruck gibt es überhaupt erst so etwas wie einen entfernten, einen imaginären Rezipienten in einer Vorform von Öffentlichkeit, die als Leserschaft imaginiert werden konnte. Und erst mit der Zeitung ist so etwas wie eine gemeinsame Realität einer Gesellschaft simulierbar, ist eine öffentliche Sprechergemeinschaft unter Fremden zumeist im Rahmen nationalstaatlicher Ordnung erst möglich. Medien sind stets der Filter, durch den das diffundiert, was als Thema in öffentlichen Räumen verhandelbar wird. Sie sind also zugleich Ermöglicher und Verhinderer, sie sind der

Gate-Keeper von Öffentlichkeiten – und mit jeder Medienrevolution ändern sich die Bedingungen dessen, was wir Öffentlichkeit nennen, also die Bedingungen im System der Bedürfnisse und im Staat. Das galt für das Radio ebenso wie für das Fernsehen, und es gilt auch für das Internet. Und stets hat man mit einem neuen Verbreitungsmedium ebenso große Erwartungen wie Befürchtungen verknüpft.

Bezogen aufs Internet reicht die Spanne von der Euphorie eines Howard Rheingold 1993, der eine neue demokratische Kultur in «virtuellen Gemeinschaften»¹⁰ am Horizont sah, bis zu Sascha Lobos Klage, das Internet sei inzwischen kaputt, weil es all diese Verheißungen praktisch dementiert. Grundtenor in der Reflexion des Internets ist aber nach wie vor das Rheingoldsche Motiv der Vergemeinschaftung und des *social networks*, der Möglichkeit von Gegenöffentlichkeiten und des Zusammenbringens von Teilpublika, die ohne das Netz nicht erreichbar wären. Es ist letztlich ein Diskurs darüber, wie man den Vorteil schwacher Netzwerke ausnutzen kann: Das Netz bringt Leute zusammen, die sonst nicht zusammenkämen und erzeugt dadurch adressierbare Räume, die andere Medien nicht in dieser Geschmeidigkeit herstellen können. Aus dem öffentlichen Raum der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrem Wunsch nach dem einen legitimen Geschmack, der einen legitimen Lebensform, der einen sozialmoralischen Intuition und der Vereinheitlichung politischer Konfliktlinien entsteht ein *Pluralismus von communities*, die sich operativ neu bilden und nicht mehr die Gesellschaft repräsentieren, sondern letztlich ihre je eigene Sphäre in thematischer, ästhetischer und sozialmoralischer Absicht.

Das Internet wurde bis vor kurzem von Aktivisten erwartungsfroh und mit großem Vertrauen in neue Vergemeinschaftungs- und Demokratieformen gefeiert, während die akademische Beobachtung des Internets zwar eine gewisse Skepsis an den Tag legte, aber doch auch vor allem an den Fragen der Chancen neuer Vergemeinschaftungsformen interessiert war. Sozialwissenschaftliche Beobachter bleiben eben am Ende doch Anwälte einer besseren Welt, die sie sich vor allem als eine Welt mit hoher Konsensrate bei gleichzeitiger Diversifizierung von Möglichkeiten vorstellen. Was noch dazu kommt, sind neue Praktiken, die das Private und Öffentliche, das Persönliche

und das Sachliche in neuen Formen authentischer Gelegenheitskommunikation im Internet geradezu verschwimmen lassen – hin zu einer Netzwerkgesellschaft, in der wir anders leben können. Howard Rheingold spricht inzwischen von *Smart Mobs*,¹¹ die nicht nur *virtual communities* von Individuen sind, sondern auch kollaborative Systeme mit kollektiver Intelligenz werden können.

Big Data ist anders. Vielleicht erzeugt Big Data tatsächlich so etwas wie Kollektivität – aber letztlich nur in Form von *collected collectivities*. Big Data erzeugt keine sozialen Gruppen, sondern statistische Gruppen. Soziale Gruppen sind auch im Internet *analoge* Phänomene, also sichtbar, deutlich adressierbar, identitätsstiftend, an natürlicher Sprache und Alltagspraktiken orientiert. Big Data macht aus analogen Anwendern *digitale* Phänomene. Big Data digitalisiert die Spuren analoger Praktiken – Bewegungsprofile auf Straßen und im Netz, Kaufverhalten, Gesundheitsdaten, Freizeitverhalten, Teilnahme an social networks etc. – in der Weise, dass zum einen Daten rekombiniert werden können, die gar nicht für die Rekombination gesammelt wurden. Zum anderen entstehen dadurch *statistische Gruppen*, die in der analogen Welt so gar nicht vorkommen – etwa potentielle Käufer bestimmter Produkte, Verdächtige in Rasterfahndungen oder gesundheits- und kreditbezogene Risikogruppen. Hier dreht sich nun die Argumentationsrichtung um. Big Data ist das, was das Unsichtbare am *social networking* im Internet abschöpft. Lebte dies noch von dem Traum, Ressourcen privat-authentischer Kommunikation in öffentliche Kommunikation zu speisen und aus Gesellschaft wieder mehr Gemeinschaft zu machen, dringt nun das Netz umgekehrt von außen in die Privatsphäre ein – wo es nichts zu suchen hat, es aber viel zu finden gibt.

Gefährdungen

Vielleicht ist diese Diagnose einer *Gefährdung von Privatheit* jener Umschlagspunkt, an dem die Diskussion aus den Expertenkulturen auswandert und jene Dichte bekommt, die wir gerade beobachten. Die

Feuilletons versorgen uns mit technischen Details, informieren über ökonomische Strategien, politische Möglichkeiten, militärische Innovationen, medizinische Beobachtungs- und Kontrollmöglichkeiten etc., die alle die Kumulation von gesammelten Daten und ihrer Rekombination und Verarbeitung als Grundlage verwenden. Auf einmal werden *Social Media* als Geschäftspraktiken sichtbar, und es entsteht eine Sensibilität dafür, dass all das harmloser aussieht, als es ist. Es wird vor Machtkonzentration gewarnt, auch davor, dass man zwischen ökonomischen und politischen Akteuren kaum mehr unterscheiden kann.

Die Alltagsreaktion auf die Big-Data-Bedrohung ist also eine sehr traditionelle: Es ist der Versuch, die eigene Privatsphäre gegen Zugriff von außen zu schützen, gewissermaßen den persönlichen Nahraum von der Öffentlichkeit abzugrenzen und wenigstens hier selbst bestimmen zu können, was die oftmals unsichtbare Membran zwischen dem privaten Nahraum und der Welt passieren kann und darf. Letztlich ist Privatheit das normative Kriterium der Kritik an den neuen Möglichkeiten des Internets und der Big-Data-gestützten neuen Such- und Findepraktiken. Der private Nahraum ist letztlich die Welt, in der wir lebensweltlich geschützt leben wollen – und so verliert alle Kritik der «neuen» Medien ihre Abstraktion, wenn dieser private Nahraum unter Beschuss und Beobachtung gerät.

Dahinter steckt ein Narrativ, an das wir uns gewöhnt haben: dass es eine klare Grenze gibt zwischen dem privaten Raum der Selbstbestimmung und idiosynkratischen Lebensformen und dem öffentlichen Raum der Erreichbarkeit für andere. Aus der Perspektive gelebter Lebensformen selbst erscheint die Gesellschaft tatsächlich als eine konzentrisch gebaute Form, in der die Bedeutung und Unverwechselbarkeit von Personen mit zunehmender Ferne abnimmt. Letztlich richten sich Lebensformen in Familien, Freundesnetzwerken und konkret erreichbaren Personen ein, während der Raum der «Gesellschaft» wie ein öffentlicher Raum erscheint, in dem eher universalistische Spielregeln gelten – von Höflichkeitsroutinen über Straßenverkehrsregeln bis hin zu einem allgemeinen Set von Verhaltensstandards für jenen Raum, den wir eher Öffentlichkeit nennen.

Die Grenze zwischen diesen Räumen wird architektonisch durch die Haus-/Wohnungstür und sozial durch die Sichtbarkeit von Idiosynkrasien markiert. So kann es sogar gelingen, dass man unter vielen privat sein kann, wie Kommunikationspraktiken des Lautstärke-managements, des bewussten Weghörens und des Takts gegenüber privaten Fragen belegen. Privat ist das, was anderen nicht zugänglich gemacht wird – es ist gewissermaßen der Raum der geringsten Allgemeinheit und der größten Besonderheit. Und es wird als der Raum eines unmittelbaren, ursprünglichen, wirklich an der konkreten Person erlebten Lebens erlebt.

Unser Bild von der Privatheit ist gewissermaßen die fleischgewordene Idee der Sittlichkeit aus Hegels Rechtsphilosophie. Hegel unterscheidet drei Ebenen der Sittlichkeit, die Familie, die bürgerliche Gesellschaft und den Staat, wobei die Familie als die ursprüngliche Form die partikularste Form der Sittlichkeit darstellt, in der sich unverwechselbare Personen bis zur physischen Symbiose begegnen, während in der bürgerlichen Gesellschaft, im «System der Bedürfnisse», (Wirtschafts-)Subjekte ihre Interessen vertreten und als selbstbewusste Individuen auftreten. Der Staat als «Wirklichkeit der sittlichen Idee» dagegen verlangt von diesen Individuen dann wiederum weniger Selbstbewusstsein als Unterwerfung aus freien Stücken unter ein Allgemeines – Unterwerfung als Freiheitsgeste. Die Versöhnung dieser drei Stufen der Sittlichkeit stellen wir uns wie Hegel so vor, dass die Unterwerfung unter den Staat letztlich dadurch erkaufte wird, dass die symbiotische Form der Familie in Ruhe gelassen wird und wir in der bürgerlichen Gesellschaft unser Aus- und Einkommen finden. Familie und Privatheit sind darin als die zwar partikularste, aber auch ursprünglichste, sinnlichste Form der Sittlichkeit gedacht. Dies, die Authentizität und Ursprünglichkeit, man könnte fast sagen: die unmittelbarste Menschlichkeit, die sich in dieser partikularen Sphäre der Sittlichkeit ausdrückt, ist so etwas wie die Grundintuition öffentlicher Debatten über den Schutz der Privatheit. Zu dieser Grundintuition gehört auch, dass Privatheit ein fast gesellschaftsfreier Raum ist, wenn nicht real, dann wenigstens als normative Vorstellung.

Es lohnt sich deshalb, der Privatheit mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Oder so gesagt: Wer sich für *Privatheit 2.0* interessiert, sollte zunächst genauer wissen, was eigentlich *Privatheit 1.0* war. Es gehört zu den Grunderfahrungen der sozialen Evolution, dass Diskurse über gegenwärtige Veränderungen oft ein erstaunlich einfaches Bild der Vergangenheit imaginieren, um die Veränderung klarer auf den Begriff bringen zu können. Deutlicher formuliert: Oft wird der Verlust von etwas beklagt oder etwas zu retten versucht, das es so nie gab. So tun manche Klagen über die Säkularisierung oder die Gottlosigkeit der modernen Welt so, als wären frühere Zeiten wirklich religiös integriert gewesen; so treten Kritiken an der Komplexität, an der Arbeitsteilung, an der Unübersichtlichkeit der modernen Welt oftmals mit einer sehr schlichten Vorstellung über geteilte Weltbilder und nahezu konfliktfreie Lebensformen der Vormoderne an; die gegenwärtig beliebte Beschleunigungskritik, die sich gerne als eine Art neuer Kritischer Theorie geriert, imaginiert frühere Zeiten als ruhigere Zeiten; die Kritik der industriellen Produktion glaubte oft, dass die Überlebensstrategien in früheren Mangelgesellschaften weniger entfremdete Verhältnisse waren; Urbanitätskritik lebte stets von einem romantischen Bild ländlicher Idylle; gegen die Hirnforschung und ihre zum Teil aufregenden Ergebnisse wird ein freier Wille gerettet, den man vorher in dieser Form nicht kannte; und Technikkritik übersieht gerne, woran frühere Sozialformen oft gekrankt haben. So ähnlich könnte es auch der Kritik an der *Privatheit 2.0* gehen, deshalb widme ich mich zunächst der *Privatheit 1.0* – und das übrigens keineswegs, um die Kritik an der Gefährdung von Privatheit durch Big Data zu korrumpieren, sondern ganz im Gegenteil: um genauer zu wissen, was wir da kritisieren und verteidigen.

Privatheit 1.0

Privatheit ist schon länger ein öffentliches Kampffeld. Dass das Private politisch sei, war eine der wirksamsten Kritiken sozialer Bewegungen, etwa der Kulturrevolution der sogenannten 68er oder später

der Frauenbewegung. Sie entdeckten gewissermaßen die Gesellschaftlichkeit des Privaten, in der sich die Vermittlung von Allgemeinem und Besonderem zeigt – was ja letztlich schon in Hegels Legeshierarchie der drei Sittlichkeitsformen angelegt ist und bis heute in dieser Weise diskutiert wird, wenn es heißt, Lebensformen und ihre Legitimation seien explizit keine Privatsache.¹² Aber gerade im Konflikthaften dieses Anspruchs bestätigt sich die Grundintuition, das Private sei etwas, das dem gesellschaftlichen Zugriff entzogen sei, das ganz Andere, in dem wir die sind, die wir wirklich sind.

Um der Entstehung von Privatheit, wie wir sie kennen, auf die Spur zu kommen, möchte ich Michel Foucaults Studie *Sexualität und Wahrheit* zu Hilfe nehmen, weil Sexualität vielleicht als der privateste Bereich der Gesellschaft anmutet, insbesondere in der bürgerlichen Gesellschaft, die von einer merkwürdigen Gleichzeitigkeit von Prüderie und Sexualisierung gekennzeichnet ist. Dass Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft zur Individualisierung der Person beiträgt, hängt auch damit zusammen, dass sexuelles Begehren als die authentischste und individuellste Form des Begehrens gilt – letztlich bis heute in den bürgerlich-antibürgerlichen *queer-studies*, die nach authentischem Begehren suchen, soweit es nur nicht zu konventionell dem Diktat der «Zwangsheterosexualität» folgt.

Foucault beschreibt, dass die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts eine «Gesellschaft der blühendsten Perversion»¹³ gewesen sei, in der die Einhegung der Sexualität in der Ehe zugleich dafür gesorgt habe, so etwas wie Gegenkräfte aufzubauen, gegen die wiederum bestimmte Sozialtechniken helfen sollten. Foucault nennt als die entscheidende Technik das Geständnis. Um den Sex herum, schreibt Foucault, hat man «einen unübersehbaren Apparat konstruiert [...], der die Wahrheit produzieren soll»¹⁴. Die Vorläufer des modernen Geständnisses sind etwa die Ausgestaltung des Bußsakraments durch das Vierte Laterankonzil von 1215, aber auch andere Ermittlungsmethoden, etwa die Inquisition, die nicht einfach Schuld nachweisen wollte, sondern ein Geständnis von Beschuldigten anstrebte. Die neue Instanz, die diese Aufgabe übernimmt, ist nun die Wissenschaft, eine *scientia sexualis*, die den Geständnis mit Kriterien

darüber versorgt, was eine Perversion ist und was nicht und damit eine spezifische Macht erzeugt, die jene Sexualität erst formt, die als sozialverträgliche Variante einer wirklich authentischen privaten Lebensform gelten kann und die allgegenwärtige Perversion zu einem Anlass für Geständnisse macht, in denen das Individuum zu jenem Subjekt wird, das sich selbst regiert und in einer Weise vernünftig wird, dass die Gesellschaft einen *privat* genannten Bereich des Lebens vorsehen kann. Die Haus- oder Wohnungstür kann man nur schließen und den Bereich dahinter unbeobachtet lassen, wenn man weiß, dass sich die Subjekte dahinter selbst beobachten. Sie werden bürgerliche Subjekte dadurch, dass sie sich selbst regieren bzw. dadurch, dass sie wollen, was sie sollen. Diese Versöhnung von Wollen und Sollen hatte übrigens auch Hegels Legeshierarchie im Blick, die das Besondere mit dem Allgemeinen vermittelt. Wie Marx freilich Hegel vom Kopf auf die materialistischen Füße gestellt hat, hat Foucault Hegel (natürlich implizit) von der Vermittlung des Geistes auf die Kontrolle des Körpers umgestellt.

Was der Grundintuition des Bürgers als Freiheit und Abwesenheit äußerer Kontrolle erscheint, ist in Foucaults Interpretation das Ergebnis eines neuen Sozialtyps, der sich rechtfertigen muss. *Er ist frei zu tun, was er will, soll aber wollen, was er soll.* Deshalb wird er immer wieder Situationen ausgesetzt, Auskunft über sich selbst zu geben – über das, was er will. Foucault schreibt sehr deutlich: Nun «liegt die Herrschaft nicht mehr bei dem, der spricht (dieser ist der Gezwungene), sondern bei dem, der lauscht und schweigt; nicht mehr bei dem, der weiß und antwortet, sondern bei dem, der fragt und nicht als Wissender gilt.»¹⁵

Privatheit 1.0 ist nach diesem Verständnis das Ergebnis von Überwachungstechniken, die Daten in Anspruch nehmen, um so etwas wie eine Normalität und Normalisierung der individuellen Lebensführung hervorzubringen. Was Foucault mit seinem berühmten Topos der *Biopolitik der Bevölkerung* beschreibt, ist im Wortsinne *collected collectivity*, gesammelte Kollektivität, in Foucaults Formulierung «die sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens»¹⁶, die vor allem durch Organisationsmitgliedschaft in

Schulen, Kasernen, Betrieben usw. vermittelt wird. Foucaults Formulierungen wie die, es gehe um die «Lebenskraft des Gesellschaftskörpers»¹⁷, werden gerne mit einer Art wohligen Schauer über vergangene Disziplinarzeiten zitiert. Aber ganz im Gegenteil sind sie an Aktualität kaum zu überbieten. Dass Sexualität der größte Machtproduzent in der bürgerlichen Gesellschaft war und dass gerade die Sexbesessenheit traditioneller Moralinstanzen wie Kirchen nach wie vor statthat, mag der besonderen historischen Situation geschuldet sein. Heute hat die Körperkontrolle das enge Feld der Sexualität längst verlassen und richtet sich auf Schönheit, Gesundheit, Authentizität des Wollens und Begehrens und nicht zuletzt auf die Erlebnisfähigkeit einer erholungsbedürftigen und erschöpften Subjektivität – erschöpft von der Schnelligkeit und Komplexität der Welt und nicht zuletzt erschöpft als theoretisches und normatives Konzept zur Erklärung der Welt. Das Subjekt ist das Ergebnis von Selbsttechniken, die eine Reaktion auf äußere Erwartung und Sammeltechniken sind.¹⁸ Die Ordnung der Subjektivität wie die Ordnung der Privatheit sind erwartungsgeleitete Normalisierungsstrategien, die sich letztlich Erwartungsstrukturen verdanken, die durch Big Data zustande kommen.

Privatheit 1.0 als Ergebnis von Big Data?

Was ich mit Foucault als Privatheit 1.0 beschreibe, ist genau genommen die Frage nach der Anwendung von Big Data. Die «Biopolitik der Bevölkerung» kann man fast mit denselben Kategorien beschreiben, mit denen man auch die heutigen Big-Data-Strategien beschreiben kann. Die Entstehung staatlicher Kontroll- und Normalisierungsinstanzen, die Sammlung von Daten über die Bevölkerung, die Steuerung kollektiver Verhaltensweisen, die datengestützte Form der Sozialplanung, die Versorgung von Bevölkerungen, die auf arbeitsteilige Produktion von Konsum- und Substitutionsgütern angewiesen sind, all das erforderte eine Sammlung von Daten, für die neue Instanzen gesucht wurden, die genau das gemacht haben, was

Foucault beschrieben hat: Sie haben nicht gesprochen, sondern geschwiegen. Ähnlich wie der Beichtvater zuvor zugehört und damit Macht ausgeübt hat, ist es nun der Staat, der still und leise sammelt und daraus seine Schlüsse zieht. Als 1872 das «Statistische Amt des Deutschen Reiches» gegründet wurde, galten die Daten nicht umsonst als Staatsgeheimnis. Sie wurden nicht veröffentlicht, weil man genau wusste, dass sie das eigentliche Machtmittel zur Steuerung der Gesellschaft sind. Und man musste sich erst daran gewöhnen, dass man mit statistischen Daten auf merkwürdige Regelmäßigkeiten stieß, obwohl die Menschen doch alles, was sie tun, aus freiem Willen tun. Es war Big Data, die erst jenes «Volk» erzeugte, das man da führen sollte. Vorher wusste man nichts über das Volk. Es war da. Jetzt wurde es erzeugt.

Auch aus dem Volk oder der Bevölkerung wird nun das, was ich oben ein *digitales* Phänomen genannt habe. Als analoges Phänomen haben es die vordergründigen politischen Ideologen behandelt – man hat dem Volk Sinn und Erhabenheit, Anerkennung und Gemeinschaft versprochen. Der abstrakte Mensch der Menschenrechte wurde zum Bürger einer konkreten analogen Gemeinschaft, genannt Nation, während die Verwaltung und die von Foucault so genannte Bio-Politik daraus ein *digitales* Phänomen gemacht haben, das man steuern, lenken und gestalten kann.

Ich kehre damit zum Grundgedanken des ersten Kapitels zurück. Dort hatte ich gezeigt, dass bereits im 19. Jahrhundert die Gesellschaft vermessen wurde, und zwar im Hinblick auf Muster, die sich dem bloßen Blick entziehen. Dieser Blick war ein berechnender Elitenblick, der in der Lage war, normative Standards und disziplinierende Regeln aufzustellen, die das vermessene Leben standardisieren konnten, was auch eine Reaktion darauf war, dass sich mit der Modernisierung der Gesellschaft die Abweichungswahrscheinlichkeit konkreter Lebensformen erhöhte. Die disziplinierende Berechnung ist auch eine Reaktion auf die beginnende Unberechenbarkeit nun freier Bürger – und die Form der disziplinierenden Bürgerlichkeit ist die Form der Ethik, die darauf reagiert, dass sich Außenleitung in Innenleitung verwandelt.

Die «Entdeckung der Gesellschaft» durch solche digitalen Praktiken ist die Entbergung von Regelmäßigkeiten in Alltagspraktiken, die ganz ähnlich der radikalen Beschreibung des Überwachungskapitalismus von Shoshana Zuboff ein «Verhaltensmodifikationsmittel»¹⁹ ist. Daten werden nicht erhoben, um etwas zu wissen, nicht einmal nur, um etwas zu tun, sondern um andere zu einem bestimmten Tun zu bewegen. Genau genommen ist die bürgerliche Privatheit 1.0, also die Privatheit der Rückzugsräume und der Schutzrechte, die Privatheit der Innerlichkeit und der subjektiven Unverwechselbarkeit, seit dem Beginn der Moderne schon von der Privatheit 2.0 der *collected collectivities* flankiert gewesen, so dass das Erstaunen über die Macht und die Techniken des Big Data heute einerseits selbst erstaunt, andererseits eine Art Aufklärungsprojekt ist.

Unser Unbehagen gegenüber Big Data ist sehr produktiv. Es konfrontiert uns mit unserer Naivität, mit der wir uns in dieser Welt einrichten. Die Kritik an Big Data ist eine oberflächliche Kritik, wenn sie wirklich daran glauben sollte, dass man staatliche Schutzrechte gegenüber dem Staat einfordern kann, wenn man weiß, dass die Staatlichkeit des modernen Staates seit dem 18. Jahrhundert gerade darin gründet, dass er sich mit digitalisierten Daten versorgt – und das letztlich seit es so etwas wie eine zentrale Planung von Bevölkerungen gibt. Die merkwürdige Regelmäßigkeit des Verhaltens individuell freier Subjekte bringt einerseits das Konzept der Subjektivität als Individualprinzip zu Fall, andererseits ist es genau ihr Ausgangspunkt. Subjekte dürfen nur frei sein, wenn sie auch vernünftig sind – und die wichtigsten Vernunftgeneratoren in der Geschichte der westlichen Moderne waren Professionelle wie Ärzte und Juristen, Lehrer, Professoren und Sozialplaner, die Polizei und das Strafsystem. Nicht zufällig sind das die Instanzen, die ihre eigene Vernünftigkeit, ihre eigenen Kriterien, ihre Handlungsanweisungen und ihr Expertenwissen dem Big Data statistischer Ämter, wissenschaftlicher Erhebungen und nicht zuletzt dem machtvollen «Zuhören» verdanken. Sie wussten um Privatheit 2.0, sie hatten *digitale Daten* über *collected collectivities*, und ihre Professionalität bestand darin, dieses Wissen zu übersetzen in *analoge Handlungsanweisungen*, die

Klienten zu vernünftigen Menschen gemacht haben – sich um ihre Gesundheit sorgende Patienten, sich an normative Regeln haltende Rechtssubjekte, sich der resozialisierenden Strafe aussetzende Bestrafte, Schüler mit Motivation zu guten Leistungen usw. Was zum Normallebenslauf der klassischen Moderne gehört – beschützte Kindheit, lange Ausbildungsphasen, Arbeitsmotivation um ihrer selbst willen, Wille zur Karriere und zur Familiengründung, Loyalität demokratischen Entscheidungen gegenüber, ein Gemeinschaftsgefühl einer Solidarität unter Fremden – all das ist nicht einfach da, sondern muss von jenen moralisch und mit professioneller Güte und Vernunft, aber auch Härte und Strenge gefordert werden, die wissen, wie der Hase läuft – von jenen nämlich, die Zugang zu Big Data haben.

Big Data und die Privatheit 2.0

Die Privatheit, die wir heute kennen und gegen die Strategien des Big Data verteidigen – ich habe sie Privatheit 1.0 genannt –, ist selbst das Ergebnis einer Datenverarbeitungsstrategie. Der Verzicht auf unmittelbare Kontrolle des privaten Lebens war für den Staat und für die Öffentlichkeit nur möglich, weil man es mit einem Personal zu tun hatte, das durch entsprechende Asymmetrien zwischen paternalistischen Normalisierungsagenten – Ärzten, Lehrern, Militärs, Sozial-, Stadt- und Hygieneplanern, Polizei und Gerichten – und ihren Klienten so etwas wie einen selbstkontrollierten Menschen hervorgebracht hat, der in der Privatheit einerseits die erlernte Selbstkontrolle fortführte, andererseits eine gewisse Fluchtmöglichkeit fand – die Gleichzeitigkeit von Prüderie und sexuellen Perversionen mag dafür ein Indiz sein. Wenn sich etwa der schon im ersten Kapitel erwähnte Sozialphysiker Adolphe Quetelet, einer der Ersten, die statistische Verfahren auf die Gesellschaft angewandt haben, im 19. Jahrhundert darüber wundert, wie regelmäßig sich die Menschen verhalten, etwa wenn es ums Heiratsverhalten geht, dann ist das bereits das Ergebnis einer Normalisierungsstrategie, die zugleich auch Ausdruck einer starken Normativität ist. Quetelet hat Abweichungen von der Nor-

malverteilung als Störung aufgefasst und war letztlich fasziniert von einem *homme moyen*, einem Mittelwertmenschen, den man entspre-
chend berechnen kann und der zugleich die Grundlage für all jene
Praktiken bildet, in denen die Menschen als selbstverantwortliche
Individuen geformt werden.²⁰

Erst vor diesem Hintergrund wird das Besondere heutiger Big
Data-Strategien sichtbar. Deutlich sollte geworden sein, dass die Idee
bürgerlicher Privatheit seit ihren Anfängen das Ergebnis gesell-
schaftlicher/staatlicher Kontrollstrategien war. Es sind dies zum
einen Kontrollstrategien, die das Individuum dazu bringen, aus-
kunftsfähig über sich selbst zu werden. Erst wenn in die Subjek-
tivität des Individuums eine Idee von Selbstrechtfertigung gepflanzt
wird, kann es einer aus der Perspektive gesellschaftlicher Kontrolle
unordentlich wirkenden Privatheit freigegeben werden. Und erst
dort, wo ein Gewissen und auf Innerlichkeiten bezogene Kommuni-
kationsformen entstehen, kann man sich darauf verlassen, dass die
normative Idee, ein Leben nach dem Bilde des *homme moyen* zu füh-
ren, tatsächlich vorausgesetzt werden kann. Die Instanzen, die den
Menschen jene Normalisierung nahebringen, sind autoritative Spre-
cher in Form von Professionellen und Experten, die mit so etwas wie
Benchmarks und Grenzwerten versorgt sind, aus denen sich Krite-
rien für das richtige Verhalten erschließen lassen. Man darf gerade
die Bedeutung dieser autoritativen professionellen Sprecher für die
Formung von privaten Lebensformen nicht unterschätzen. Sie erzeu-
gen erst jene Klienten, denen vernünftige Privatheit zumutbar ist.²¹

Freilich unterscheiden sich die heutigen Big-Data-Strategien von
den klassischen seit der Sozialphysik und der Sozialstatistik des
19. Jahrhunderts. Hatten diese Strategien den *homme moyen* und damit
eine gewissermaßen überindividuelle normative Struktur im Blick,
sind neue Big-Data-Strategien an Einzelfällen bzw. Sondergruppen in-
teressiert. Denkt man etwa an Dienstleister, die mit Hilfe von Big Data
die Kreditwürdigkeit von potentiellen Bankkunden untersuchen,²²
dann geht es nicht um Mittelwerte oder Benchmarks, sondern um die
Individualisierung von Informationen. Aus Daten über bisheriges
Konsumverhalten, Zahlungsmoral, aber auch über die Netzwerke und

Kontakte von Personen, über Verbindungsdaten, über Informationen über den Lebenswandel, inklusive womöglich das Gesundheitsverhalten, wird ein Profil einer Person erstellt, das dazu dient, ihre Kreditwürdigkeit einzuschätzen. Der große Unterschied zu früheren Daten besteht darin, dass hier nun Daten ausgewertet werden, die nicht für den genannten Zweck erhoben wurden. Die Datenspuren stammen aus ganz anderen Zusammenhängen und werden erst im Nachhinein zu Informationen für einen bestimmten Zweck. Aktuelle Big Data sind in der Lage, ganz unterschiedliche Datenquellen miteinander kompatibel zu machen.

Letztlich kommt hier die besondere Fähigkeit der computergestützten Form des Rechnens erst zu voller Geltung. Computergestütztes Rechnen zeichnet sich dadurch aus, dass die Digitalisierung von Daten erst die Grundlage für ihre Rekombinierbarkeit bietet. Big Data rekombiniert Daten, die letztlich nicht füreinander bestimmt waren, und erzeugt durch die Rekombination erst einen Mehrwert. Im Falle der Kreditwürdigkeit können etwa gesundheitsbezogene Daten herangezogen werden, um den Gesundheitszustand der Person oder auch den Stand seiner methodischen Lebensführung abzulesen. Dabei geht es weniger um prinzipiell geheime Daten von Krankenkassen oder gar Ärzten – diese zu verwenden wäre illegal. Der Clou ist der, dass immer mehr Anwender solche Daten selbst in Clouds oder in sozialen Netzwerken hinterlassen, etwa mit Hilfe von gesundheitsbezogenen Apps im eigenen iPhone, die zum Selbstmonitoring dienen. Überhaupt stammen immer mehr Daten von Netz-Usern von ihnen selbst, denn alle netzgestützten Monitoring-Programme hinterlassen Datenspuren.

In dieser Datenmatrix²³ hinterlässt eine typische Alltagspraxis in unserer Gesellschaft fast unvermeidlich Daten. Diskutiert wird die Frage der Vorratsdatenspeicherung, dabei ist diese erst der zweite Schritt – wir haben zunächst eine *Vorratsdatenerhebung*, die die Ressource für neue Fragestellungen in sich trägt. Diese Fragen werden erst später vom Anwender entwickelt und durch Rekombination von voneinander unabhängigen Daten erzeugt – etwa von einem Dienstleister, der die Kreditwürdigkeit potentieller Kreditnehmer unter

die Lupe nimmt, oder eben von staatlichen Instanzen der Terrorabwehr, was fast jede Überwachungspraktik zu legitimieren scheint. Gerade weil nicht mit konkreten Intentionen und Fragestellungen erhoben, gescannt und gespeichert wird, sind die gesammelten Daten eine lukrative Ware, weil sie an diejenigen weitergegeben werden können, die ganz andere Fragen haben.

Die eigentliche Ironie freilich besteht darin, dass inzwischen ein Großteil dieser Daten nicht einfach unintendierte Spuren sind, die tatsächlich nachgerade unvermeidbar sind, wenn man nicht auf die üblichen Kulturtechniken verzichten will. Foucault hatte beschrieben, die Macht liege nun bei denen, die schweigen und beobachten, nicht bei denen, die sprechen und über sich Auskunft geben. Über sich selbst Auskunft zu geben, ist aber eine der Praktiken, die inzwischen unvermeidlich geworden sind.

Vielleicht ist der entscheidende Unterschied zur früheren Privatheit, dass es nicht mehr darum geht, ob jemand zu schweigen in der Lage ist und damit im Sinne von Foucault Macht ausübt. Das Schweigen ist keine Option mehr, weil die Alltagspraktiken auch ohne sinnhafte Verweisungen, ohne Intentionen, ohne konkrete Sprechakte, ohne eigene Performance unvermeidlich Auskunft geben. Foucault hat sich jemanden vorgestellt, der sprechen könnte, sich aber weigert. Heute haben wir es mit denjenigen zu tun, auf deren sprachliche und intendierte Handlungen es gar nicht mehr ankommt, weil der soziale Sinn ihrer Praxis in den anfallenden Daten über sie weit über das hinaus geht, was die Handlung von sich selbst wissen kann. Der Clou könnte dann darin liegen, dass das Soziale eben nicht mehr als etwas vorgestellt werden kann, was in erster Linie von den Intentionen und dem Wollen von Akteuren abhängt, sondern tatsächlich von einer Art «Assemblage». Gemeint ist, dass Entitäten mit immer mehr anderen Entitäten verknüpft sind, wie es bei Bruno Latour heißt. Ihn «interessieren Mittler, die andere Mittler *dazu bringen* Dinge zu tun. «Dazu bringen» ist nicht dasselbe wie «verursachen» oder «tun»: Im Zentrum dieser Tätigkeit gibt es eine Verlagerung, eine Verdoppelung, eine Übersetzung, die sofort das ganze Argument modifiziert. Vorher war es unmöglich, einen Akteur mit dem zu ver-

knüpfen, was ihn zum Handeln brachte, ohne dafür angeklagt zu werden, ihn zu ‚beherrschen‘, ‚einzuschränken‘ oder zu ‚versklaven‘. Dies ist nicht länger der Fall. Je mehr *Verknüpfungen* er hat, desto mehr existiert er.»²⁴

Was Latour hier beschreibt, trifft die merkwürdige Verknüpfung zwischen dem Tun von Alltagshandelnden und der Registrierung ihrer Daten, die Verknüpfungen erzeugen, die im Tun selbst gar nicht vorkommen. Die Phantasie einer Privatheit, die vorgängig immer schon da ist und geschützt werden muss, erscheint vor diesem Hintergrund wie eine anachronistische Vorstellung, denn die private Form ist auch eine Konstellation, die mit einer vor allem durch niedrigschwellige Technik ermöglichten, fast grenzenlosen Rekombinationsfähigkeit obsolet geworden ist. Die Digitaltechnik mit ihren detektivischen Funktionen ist ein Mittler, der mich dazu bringt, etwas zu tun, was ich selbst nicht kontrollieren kann. Vielleicht wird hier mein Ausgangsgedanke plausibler, warum schon der Terminus der *informationellen Selbstbestimmung* in sich widersprüchlich ist. Der Sinnüberschuss wird stets an anderer Stelle manifest, nicht beim Sinnproduzenten selbst.

Privatheit retten?

Welche Privatheit wollen wir nun retten? Es dürfte vergeblich sein, so etwas wie eine unbeobachtbare, authentische, autonome Privatheit retten zu wollen – diese hat es nie gegeben. Private Lebensformen waren stets auch das Resultat von Überwachungs- und Geständnistechiken, von Zurechnungstechniken und nicht zuletzt starken sozialen Regulierungen, und es waren diese Techniken, die das Bild der autonomen privaten Person erst ermöglicht haben. Vielleicht kann man von *embedded privacy* sprechen, zumal der Zwang von außen keineswegs als unmittelbarer Zwang erlebt wurde. Die heutigen Gefährdungen privater Lebensführung durch Big Data sind ganz ähnlich wie frühere Praktiken zugleich ihre Ermöglichung, denn gerade in der Generation der sogenannten *Digital Natives* sollte man die Prak-

tiken des Hinterlassens von Spuren im Netz nicht einfach als Anomalie, Betriebsunfall oder Abweichung ansehen. Vielleicht müssen wir uns daran gewöhnen, dass die Matrix des Netzes eine ähnliche Erweiterung der eigenen Person geworden ist, wie es zuvor autoritative Sprecher und Expertenkulturen waren, die auch eine Art Netz über die Gesellschaft gelegt und Fremdbestimmung für Selbstbestimmung ausgegeben haben.

Big Data und die Folgen können derzeit womöglich als Gelegenheit für eine große Selbstaufklärung gelesen werden, eine Selbstaufklärung darüber, dass private Lebensformen stets «gesellschaftlicher» waren, als es den gewohnten Anschein hat. Big Data ist letztlich nur eine Vervollkommnung der quantitativen Erfassung und Vermessung der Gesellschaft, wie sie Ende des 18. Jahrhunderts begonnen hatte. Neu ist dabei freilich, dass die Grenzen zwischen politischen/staatlichen und ökonomischen Akteuren zu verschwimmen beginnen, was auch daran liegt, dass moderne Marketingstrategien in diversifizierten Konsummärkten darauf angewiesen sind, ähnlich auf Bevölkerungen zuzugreifen wie weiland die Sozialplanung.

Wenn heute eine Repolitisierung des Problems gefordert wird – ich habe Evgeny Morozovs Appell erwähnt –, dann ist das in der Tat konsequent und richtig, denn was soll eine Gesellschaft sonst tun, als irgendwie kollektiv bindende Entscheidungen über ihren Problembestand zu fällen? Und in der Tat besteht ein erheblicher Regelungsbedarf für unterschiedliche Fragen. Nur los wird man die Netzwerk- und Matrixstruktur des Internets und seiner Big-Data-Möglichkeiten nicht mehr, wenn all die Sensoren und Messpunkte, mit denen die Gesellschaft sich ausstattet und mit denen sich auch Akteure selbst ausstatten und sie willig bedienen, Daten über Daten sammeln. Vielleicht sind dann auch Rechtsfiguren wie die informationelle Selbstbestimmung oder die Wahrung der Privatsphäre geradezu anachronistische Figuren, weil sie kaum Abwehrrechte gegen den Staat oder gegen Dritte formulieren können, sobald ganze Lebensformen sich darin eingerichtet, sich in Clouds mit sich selbst synchronisiert, den Nahraum von Gelegenheitskommunikation durch das Netz erweitert und das Download-Internet längst schon zum Upload-Internet ge-

macht haben. Das sollte man weder fatalistisch noch irgendwie affirmativ lesen, sondern als ein Neujustieren dessen, was heute Privatheit heißen kann – und sicher kann dabei helfen, dass das, was ich Privatheit i.o. genannt habe, auch ganz anders strukturiert war als unser nachgerade romantisches Bild privater Lebensformen.

Gar nicht wundern übrigens sollte man sich darüber, dass Geheimdienste alles an Daten nutzen, was sie kriegen können – was sollten sie auch sonst tun? Es wäre absurd, zu erwarten, dass nicht abgeschöpft wird, was technisch möglich ist – und genauso absurd wäre es, wenn es keine heftige Kritik daran gäbe. Die Ironie der derzeitigen Kritik etwa an der NSA besteht aber darin, dass offensichtlich auch sie Spuren hinterlassen hat, die man überwachen und abschöpfen kann. Edward Snowden – sicher nicht zufällig selbst der Generation der *Digital Natives* entstammend – hat Daten an die Washington Post und den Guardian weitergegeben, die der NSA-Selbstdokumentation entstammen, also selbst auf Servern lagen, die er abschöpfen konnte. Angeblich sollen alle brisanten Dateien Platz auf € gehabt haben. Ein Effekt von Big Data ist eben auch, dass Informationen klein und handhabbar werden.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de